

was immer man auch unter „kirchlich“ verstehen mag. Im Untertitel wird deutlicher, worum es geht: Es ist ein didaktisch angelegtes Übungsbuch, um Übersicht zu vermitteln, zu den Grundproblemen hinzuführen und eine Materialhilfe anzubieten. Zweifellos wird es seinen Zweck erfüllen; der Kursus ist mehrmals im Lehrbetrieb erprobt worden und hat sich, wie es scheint, bewährt. Die Legitimität eines solchen sehr knappen Repetitoriums darf ohne weiteres anerkannt werden trotz der Gefahr einer Schlagworttheologie. Manche „Dogmatiken“ im katholischen Raum sind nichts anderes als Repetitorien, etwa L. Otts „Grundriß“. — Was aber den katholischen Betrachter in Erstaunen versetzt, ist die Untergliederung aller Traktate: A. Voraussetzungen, B. Gegenwärtige Diskussion, C. Zusammenfassung. Den weitaus größten Teil in der Darstellung nimmt Teil B. in Anspruch. Es geht also in diesem Buch eigentlich vor allem um die Diskussion von dogmatischen Fragen, nicht um die Darstellung einer Lehre. In Punkt A liegt das Hauptgewicht auf der Wiedergabe der Lehren der Reformatoren und der altprotestantischen Orthodoxie (allzuoft einfach „Orthodoxie“ genannt, recht verwirrend für einen Outsider); aber im Rahmen des beschränkten Raumes wird auch die Lehrgeschichte der Frühzeit und des Mittelalters kurz umrissen. Dies alles aber ist nur Voraussetzung und Material für die „gegenwärtige Diskussion“, die ein breites Spektrum theologischer Meinungen berücksichtigt. Es wird wohl keine gewichtige theologische Position unterschlagen, auch katholische Autoren kommen entsprechend ihrer Bedeutung zu Wort. Der Verfasser sucht mutig seinen Weg zwischen den Extremen, er scheut sich nicht, Stellung zu beziehen und Noten zu verteilen. Selbstverständlich bestimmt die Position des Betrachters seine Perspektive; Objektivität aus der Distanz ist nicht möglich, wenn es um Glaubensfragen geht. Aber manchmal möchte man doch aus der Haut fahren, wenn in einem halben Nebensatz die traditionelle katholische Lehre geradezu auf den Kopf gestellt wird und dann natürlich leicht abgetan ist. So wird auf S. 224 zunächst richtig festgestellt, daß man heute in der römisch-katholischen Theologie die „Transsubstantiation“ neu deuten könne als „Transsignifikation“ und „Transfinalisation“. Dann aber: „Die Wandlung von Brot und Wein bestünde demnach nicht in einem chemischen Wunder, sondern . . . Im Unterschied zu diesem Verständnis von Transsubstantiation ist ihr herkömmliches magisches Verständnis für den reformatorischen Glauben unvollziehbar“. — Das schiere Gegenteil eines chemischen Wunders wird durch „Transsubstantiation“ ausgesagt; der Begriff wurde gerade zu dem Zweck entwickelt, um jeden Gedanken an Physik und Chemie, die es nur mit der Species zu tun haben, auszuschalten. Auch den Wunderbegriff lehnt die klassische Scholastik in diesem Zusammenhang ab. — Auch nicht bloß eine Vergrößerung, vielmehr eine schlichte Umkehrung des Sinns wird in folgendem Satz offenbar, mit dem der Autor die katholische Auffassung vom Zusammenhang von Kreuzes- und Meßopfer kennzeichnen will (S. 226): „Beide Opfer sind ja verschiedene Opfer (offerendi ratio diversa!)“. Ob es an Lateinkenntnis fehlt? — In der Zusammenfassung gibt der Verfasser noch einmal kurz seine Sicht der Dinge wieder, die meist in Zusammenhang gebracht ist mit der Grundeinsicht der theologia crucis: „victor quia victima“. Das Motiv von Gottes Kondeszenz bestimmt immer wiederkehrend (z. B. S. 10, 185, 189, 212, 231, 242, 253, 281) die theologische Ausrichtung dieser „Dogmatik“, die insgesamt sehr viel besser darüber unterrichtet, was in der theologischen Diskussion heute an Argumenten ins Spiel gebracht wird, als darüber, was in der evangelischen Kirche heute geglaubt und gelehrt wird. H. J. May

SCHÜTZ, Paul: *Warum ich noch ein Christ bin*. Eine Existenzzerfahrung. Dritte Fassung. Hamburg 1973: Furche-Verlag. 246 S., kart., DM 9,80.

SCHÜTZ, Paul: *Evangelium*. Sprache und Wirklichkeit der Bibel in der Gegenwart. Hamburg 1966: Furche-Verlag. 582 S., Paperback, DM 25,—.

Paul Schütz, einer der großen evangelischen Theologen unserer Zeit, hat anders als mancher seiner Kollegen von Format kaum in die katholische Theologie hineingewirkt, — kaum daß man seinen Namen einmal gehört hat. Er gehört auch innerhalb der evangelischen Theologie nicht zu den Denkern, deren Wort zur Situation Theologiegeschichte, vielleicht gar Kirchengeschichte macht. Er läßt sich keiner der heutigen oder früheren theologischen Schulen zuweisen; er selbst hat auch nicht Schule gemacht, wenn man darunter versteht, daß sich ein Kreis von Schülern auf seine Art ausdrückt und seine Ideen aufnimmt und weiterführt. Aber er hat — ohne sich am theologischen Tagesgespräch maßgeblich zu beteiligen — ein Werk von großer Bedeutung und Tiefe geschaffen, dessen Gedanken und Denkanstöße in ihrer vollen Bedeutsamkeit wohl nur langfristig wirksam werden.

„Warum ich noch ein Christ bin“ ist die dritte Fassung einer 1937 erstmals erschienenen Reflexion über christliche Seinserfahrung. Zu dieser Zeit hatte sich Paul Schütz nach Auf-

gabe seines akademischen Lehramts an der Universität Gießen auf ein Pfarrdorf in Hessen zurückgezogen. Im seelsorglichen Alltag stellte sich ihm die Grundfrage der christlichen Existenz neu, nachdem sich ihm die Antwort der Schultheologie als zu leicht erwiesen hatte. 1968 schreibt er zur damaligen Situation: „Auf dem Dorf, so schrieb ich damals, war ich erst in die Hohe Schule der Theologie gekommen. Warum? Weil ich dort der Wirklichkeit menschlichen Daseins schonungslos gegenübergestellt war. Hier werden die Raffinessen eines weltläufigen Intellekts bloßgestellt. Sie werden unrealistisch. Hier waren die anmaßenden Illusionen unserer politischen Idealisten nur noch Papierblumen“ (81). Den Realismus gegenüber einem „mysterium sub contrario“, den er damals entwickelte, behält er bis ins hohe Alter, bis zur dritten Fassung seines Buches im Jahr 1969 bei.

Auch „Evangelium“, vorliegend als Sonderausgabe von Bd. 1 der Gesammelten Werke 1972, wurde bereits 1940 in zwei Auflagen veröffentlicht. Es ist eine Interpretation des Markus-textes, aber mehr in der Form einer Christus-Kontemplation als mit den Mitteln der Bibelkritik, die der Vf. einmal bei Gunkel und Weinel gelernt und bewundert hatte. Seine Methode, die er sorgfältig begründet, ist diese: „Alle Worte, Sätze, Stücke der Schrift, die nicht in diese Vergegenwärtigung eingehen, läßt der Interpret auf sich beruhen. Sie werden nicht für ‚unecht‘, ‚zeitbedingt‘, ‚vergangen‘ erklärt. Wie in eine Bereitschaftsstellung treten sie zurück. Das Wahrheitskalkül der historischen Kritik hat seine Dringlichkeit verloren. Das Vergangene zu objektivieren, ist gar nicht möglich. Niemand von uns war dabei. Alles steht darauf, soweit Schrift die Macht der Vergegenwärtigung hat: sich meiner Existenz als ‚Geist und Kraft‘, als Welterkenntnis und Daseinsbewältigung mitzuteilen.“ (6). Dies klingt zwar auch nach Entmythologisierung, setzt diese auch tatsächlich voraus, aber die Ehrfurcht vor dem in der Geschichte sich vollziehenden Mysterium ist gewahrt und neu bekräftigt. — Paul Schütz hätte auch dem katholischen Theologen einiges zu sagen. H. J. May

*Handbuch der Pastoraltheologie.* Band V: Lexikon. Hrsg. von Ferdinand KLOSTERMANN, Karl RAHNER, Hansjörg SCHILD. Freiburg 1972: Verlag Herder. 664 S., Ln., DM 99,—, Einzelpreis DM 115,—.

Verhältnismäßig lange nach Abschluß des Handbuchs der Pastoraltheologie erschien, als dessen fünfter Band von Anfang an mitgeplant, das Lexikon. Es ist in seiner Art auf dem Gebiet der pastoraltheologischen Literatur ein Novum. Wie bei allen Lexika wird eine Besprechung leicht und schwierig zugleich sein. Eine umfassende Durchsicht und die Benutzung beim Arbeiten an verschiedenen Themen haben folgenden Eindruck entstehen lassen: die Skala der Stichworte ist recht umfassend (es fehlen allerdings Artikel zu: Milieu; Gemeinwesenarbeit). Einige Artikel sind dabei m. E. überproportional lang ausgefallen, so etwa zu: Pastoral counseling (378—381), Gegenwartsanalyse (159—164), Heiligkeit (198—200), auch in etwa: Gruppendynamik, Eheberatung. Natürlich wird man zum Inhalt eines so umfassenden Werkes immer mancherlei kritisieren können, vieles davon bleibt auch Ermessenssache; (da der Rez. auch mit drei Artikeln mitgearbeitet hat, weiß er sich durchaus ebenso möglichen Korrekturen ausgesetzt). Andererseits ist nun doch hier und dort wirklich etwas zu reklamieren. Beispielsweise: moderne Fragestellung wird kaum berücksichtigt bei der Ausdeutung des Sonntags (514), ebenso bei „Fronleichnam“ (152); bei „Gelübde“ fehlt die Frage nach dem „Adressaten“ und eine Wesensbestimmung (166 f), „Gemeinde“ handelt nicht von der „weltlichen“ Gemeinde (167 f), „Gruppenpastoral“ ist wenig konkret (192) und „Kleingruppenpastoral“ zu wenig pastoral (267). Dann: was meint in dem etwas langen Artikel „Fest“ (135—137) die Ausdrucksweise für Weihnachten („Kalendertag der Geburt Christi“, vgl. jedoch 136)? Wenig informativ ist auch das zu „Exerzitien“ Gesagte (125 f), wo überhaupt nicht auf heutige Versuche und Tendenzen eingegangen wird; streiten mag man über die Deutung von „Entkirchlichung“ (112 f), wo übrigens außer dem HPTH keine theologische Lit. angegeben ist und die manchmal heute beliebte Diastase zwischen Christlichkeit und Kirchlichkeit dazu herhalten muß, das Phänomen zu entschärfen oder zu legitimieren. Nicht einsichtig ist auch, wieso durch den neu wieder ins Bewußtsein gekommenen theologischen Begriff von „Diaspora“ der „regionale Begriff“ unmöglich gemacht würde, wie A. Kötter meint — als ob letzterer nicht explikativ und signalisierend für ein allgemeineres Merkmal von Kirche stehen könnte . . . Daneben sind die vielen, vielen brauchbaren bis sehr guten Stichwortartikel gar nicht hier aufzählbar. Um nur einen Eindruck davon zu vermitteln, was hier alles vorkommt, sei, fast wahllos herausgreifend, genannt: Experiment, Familiengruppen, Freizeit, Funktion, Futurologie, Gebetbücher, Großstadtseelsorge, Gruppenbildung; Heiligenverehrung, Identifikation, Internalisierungsprozesse, Marienverehrung, Minderheiten; Dyfunktion, Einmann-pfarrei, Abwehrmechanismus, Abendmesse, Action 365; Priestergruppen, Rolle, Rollenkon-